

Eine Steinkammer mit lateralem Eintritt von Hohenwepel (DERS., ebd. 4, 1986, 65–104) liegt 4,5 km, eine andere von Großeneder (N. KUHLMANN, Neujahrsgruß Münster 1994, 30) 6 km nördlich von Warburg (Karte Abb. 2). Verf. vermutet hier einen Ansatz zu einer territorialen Gliederung. Die Warburger Gräbergruppe stünde vielleicht in Beziehung zu einer Höhengsiedlung auf dem 1,5 km entfernten Warburger Burgberg (Karte Abb. 5). Nur 20 km Abstand sind es von den nächsten nordhessischen Kammergräbern bei Calden.

Die Warburger Börde erweist sich als der Wartbergkultur zugehörig, während man westlich des Eggegebirges in den Ausstrahlungsbereich der Trichterbecherkultur käme (Karte Abb. 125). Eine solche Formel berücksichtigt aber nicht die Unterschiede in der Architektur und den auffälligen Gegensatz in der Quantität der Inventare zwischen den emsländischen und südwestfälischen Kollektivgräbern. Klaus Günther schließt mit dieser Monographie eine zwei Jahrzehnte dauernde, sehr erfolgreiche Forschung in den Steinkammern seines Bielefelder Arbeitsbereiches ab.

D-60433 Frankfurt a. M.
Ziegenhainer Straße 69

Ulrich Fischer

Neolithic Houses in Northwest Europe and Beyond. Neolithic Studies Group Seminar Papers 1. Edited by Timothy Darvill and Julian Thomas. Oxbow Monograph 57. Oxbow Books, Oxford 1996. GBP 20,-- (€ 28,52). ISBN 0-900-188-08-2. 213 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Mit diesem Buch tritt eine auf dem Kontinent bisher nicht recht wahrgenommene „Neolithic Studies Group“ erstmals schriftlich an die Fachöffentlichkeit; es handelt sich meist um Vorträge eines Londoner Seminars von 1992. Die ähnlich den hiesigen „Arbeitsgemeinschaften“ locker organisierte Gruppe wurde 1984 gegründet, führt auf ihrer Adressenliste 250 Namen und trifft sich zweimal im Jahr. Sie ist offen für jeden am europäischen Neolithikum Interessierten, hat ihr thematisches Zentrum aber einstweilen entlang der Atlantikküste.

Man sollte mit der Lektüre des schmalen, gehaltvollen Bandes auf Seite 77 beginnen, wo Timothy Darvill mit knappen Worten den Forschungsstand zum Haus- und Siedlungswesen im Neolithikum von England, Wales und der Isle of Man schildert; übertragbar auch auf Schottland und Irland (S. 77–111). Unter dem in langer Forschungstradition gewonnenen Eindruck, daß es im britischen Neolithikum zwar zahlreiche „Monumente“ (Erdwerke, Megalithanlagen, Grabhügel), aber kaum echte Siedlungsbefunde gäbe, herrschte die „no-houses“-Lehre vor. Aus ihr erwachsen drei Erklärungsrichtungen: 1) Eine besondere Bauweise der Häuser habe keine Bodenspuren hinterlassen. Um das zu begründen, entstanden „ingeniöse“ Vorschläge über eine nichtseßhafte Lebensweise, 2) die durch Ackerbau hervorgerufene Bodenerosion habe alle Siedlungsspuren vernichtet, 3) die wenigen vorhandenen Baustrukturen besäßen, gerade weil sie vorhanden sind, keine profane, sondern eine „rituelle“, „nicht häusliche“ Funktion (S. 77). Alle diese Positionen sind in dem Band vertreten, und manches erinnert an Diskussionen zum Siedlungswesen des Jung-, Spät- und Endneolithikums auf dem Kontinent.

Daher läßt es aufhorchen, wenn Darvill das Ende der „Keine-Häuser-Periode“ verkündet, kann er doch in seinem Arbeitsgebiet 109 sichere und wahrscheinliche „Gebäude“ („buildings“) von 64 Fundorten in einem nützlichen Katalog aufführen. Seit die britische Forschung aus chronologischen Gründen (¹⁴C-Daten) nicht mehr nach Häusern „bandkeramischer Art“, sondern nach bescheideneren Strukturen sucht und seit sie großflächig gräbt (60er Jahre), ist

die Zahl der Gebäudereste rasch angestiegen (Fig. 6.2). Dennoch verlangen die leichten Stein- und Pfostenfundamente besonders gute Erhaltungsbedingungen, und so haben sich 21 % unter neolithischen und bronzezeitlichen Grabhügeln und Wällen erhalten, merkwürdigerweise ein typisch britisches Phänomen (S. 82 f.).

Darvill beschreibt dann die von ihm gebildeten Haustypen und stellt sie durch Verbreitungskarten sowie durch – teilweise hochinterpretative – Pläne und Diagramme dar. Während er auf die moderne „Sozialisation“, die uns Heutige geometrisch-regelmäßige Bauten erwarten ließe (S. 83). Die Geschichte führt von rechteckigen bis quadratischen Pfostenbauten des Frühneolithikums (4400–3800) (in der Regel 4–10 m lang und 3–7 m breit, vgl. Fig. 6.6) bis zu den auf dem Kontinent so fremdartigen Rundbauten des Spätneolithikums (2900–2100), das freilich auch andere Formen kennt. Hierbei sind die bekannten, bis zu 39 m großen „woodhenges“ einbezogen, die freilich über alle Zwischengrößen bis zu Durchmessern von 3 m streuen und zweifellos eine formal zwar einheitliche, aber unterschiedlichen Zwecken dienende Gruppe bilden (Fig. 6.11). Wichtig ist die Beobachtung, daß es im gesamten britischen Neolithikum Bauten in Mulden oder eingegrabenen Terrassen gegeben hat, ähnlich wie auf dem Kontinent (S. 89; 97 f.). Die Seitenblicke freilich, die Darvill selbst auf den Kontinent wirft, enthüllen Wissenslücken: weder liegt Uelzen in Dänemark noch gehört die Cerny-Kultur in die Zeit von Michelsberg und Chasséen (S. 78 f.).

Zwei gleichartig nützliche, regionale Überblicke schließen sich an. Gordon J. Barclay beschreibt das schottische Material (S. 61–75). Trotz der berühmten Siedlung Skara Brae auf Orkney gibt es auch hier einen bemerkenswerten Unterschied zwischen dem Reichtum an „Monumenten“ und dem Mangel an siedlungsarchäologischen Daten. Schottland wird wegen seiner uneinheitlichen Geographie gebietsweise abgehandelt. Dabei haben die Shetland-Inseln wohl die meisten noch oberflächlich sichtbaren Hausstrukturen in hervorragender Erhaltung bewahrt: dickwandige Steingebäude, im Grundriß oft Gräbern nicht unähnlich. Letzteres gilt auf den Orkneys als typisch; die Steinfundamente dominieren hier wie auf den westlichen Hebriden. Dagegen treten auf dem schottischen Festland in guten Agrargebieten auch echte Pfostenhäuser von 5 × 10 m Größe auf, ebenso ein großes Wandgrabenhaus von Balbridie, das mit seinen mächtigen Ausmaßen von 24 × 10 m an die Michelsberger „Häuser“ von Mairy in Lothringen erinnert (Fig. 5.5–2). Ihm wird, wie einigen andersartigen, besonderen Gebäuden auf den Orkneys und Shetlands, eine spezielle, wenngleich nach Barclay noch nicht recht erkennbare Funktion zugeschrieben. Insgesamt endet dieser Aufsatz mit einem optimistischen Ausblick auf die trotz aller Erosionsschäden noch vorhandenen Forschungsmöglichkeiten.

Von Eoin Grogan stammt die Übersicht über Irland (S. 41–60). Eine penible Aufzählung und Analyse der über 50 Grundrisse ergibt rechteckige, ovale und runde Bauten. Viele werden abgebildet, und der Verf. betont die erstaunliche Homogenität der Bautechnik: Steinfundamente, die innen und außen von Pfostenpaaren begleitet werden, durch die eine „organische“ Wandfüllung zusammengehalten wurde (S. 42; 59). Er zweifelt nicht, daß die meisten Rechteckbauten und einige Rundhäuser dauerhaft bewohnte (Kern-) Familienhäuser waren (S. 54; 57 f.). „Am anderen Ende der Skala“ referiert er leichtere und schlechter lesbare Grundrisse, die man teilweise als handwerklich ausgerichtete Konstruktionen oder als saisonale Aufenthaltsorte deutet (S. 54). Kultische Interpretationen erwähnt Grogan mit keinem Wort, dabei versetzt Julian Thomas (s. u.) gerade die von Grogan als eindeutig profan betrachteten großen Rechteck-Wohnhäuser als „Timber Halls“ entschieden in die rituelle Sphäre (S. 8 f.).

Vorher seien noch drei Beiträge über einzelne Fundorte skizziert. Derek Simpson stellt das in der allgemeinen Diskussion wichtige Haus von Ballygalley in Irland vor und meint, daß die vielen Einzelhäuser der bisherigen Forschung weniger auf einem ehemaligen Einzelhofsystem als auf zu kleinen Grabungsflächen beruhen (S. 123–141). In der Tat handelt dieser Band nicht zufällig, sondern der Befund-Not gehorchend von Häusern und nicht auch von Siedlungen. Zu zwei ebenfalls oft zitierten, mittelgroßen Rundbauten der Becherzeit aus

Trelystan in Wales diskutiert Alex Gibson Rekonstruktionsvorschläge. Daß die Gebäude häuslicher Natur seien, möchte der Verf. glauben. Ob sie dauernd oder saisonal besiedelt waren, hängt davon ab, welche Rekonstruktion man wählt (S.133–141). Über spätmesolithische „Häuser“ aus Bowmans Farm in Hamshire, die etwas Getreide geliefert haben, weshalb man sie wohl in dieses Buch aufgenommen hat, bringt Francis J. Green einen Zwischenbericht. Das Getreide hat sich aber in der AMS-Datierung als spätmittelalterlich erwiesen; ein nicht mehr so seltenes *caveat* für AMS-Datierungen kleinster Objekte (S. 113–122).

Der Aufgabe, in das Gesamthema einzuleiten, wird vor allem Jonathan Last mit „Neolithic Houses – A central European Perspective“ gerecht (S.27–40). Denn die englische Forschung hat, wie in vielen anderen Beiträgen zu spüren, das von Gordon Childe geprägte „Langhaus“-Modell, fast ein „Langhaus-Syndrom“, gerade erst überwunden. J. Last macht deutlich, daß die donauländischen „Langhäuser“ schon lange nicht mehr existierten, als das Neolithikum auf den britischen Inseln begann. Vielmehr müsse man die dortige „Hauslosigkeit“ mit demselben Phänomen im gleichzeitigen Michelsberg und Chasséen vergleichen. Dasselbe betonen T. Darvill (S.77 f., s. o.) und J. Thomas (S.5 f., s. u.), während diese Erkenntnis von P. Topping noch nicht recht wahrgenommen wird (s. u.). Auch die Aufnahme zweier ethnoarchäologischer „Langhaus-Beispiele“ in diesen Band (s. u.) zeigt, daß noch nicht überall klar ist, daß man es eigentlich nur mit kleinen bis mittelgroßen „Kurz-“ und Rundhäusern zu tun hat.

Die englische Forschung wäre unvollständig ohne ihre Theoretiker. Seit etwa zehn Jahren haben diese sich des Hausthemas bemächtigt, sowohl von der soziologischen als auch von der ethnoarchäologischen, symbolischen und psychologischen Warte her. Sie sind nun für alle Eventualitäten, die fleißige Ausgräber aus dem Boden fördern könnten, bestens gerüstet. Das bezeugen, wie die gemeinsame Bibliographie des Bandes lehrt, Aufsätze mit metaphorischen Titeln wie „The living house: Signifying continuity“ in Sammelbänden mit dem klingenden Thema „The social archaeology of houses“ (BAILEY 1990). Den Gipfel bestieg, wie nicht anders zu erwarten, IAN HODDER in „The domestication of Europe“ (1990). Die Alliteration von „Domestication“ und „domus“ darf nicht etwa als sprachgeschichtliche Glosse betrachtet werden, sondern verweist auf tiefere Bedeutung, soll doch das ganze Neolithikum um den „Domus“-Begriff gekreist sein, doch wäre das eine andere Rezension.

An den Schluß seien daher jene Beiträge gestellt, die mehr oder weniger stark von der theoretischen Diskussion geprägt sind. Das gilt besonders für Alasdair Whittle, „Houses in context: Buildings as process“ (S.13–26). Obwohl eigentlich ein guter Kenner der kontinentalen Literatur, scheint die richtige Hausforschung in Europa für ihn erst um 1990 mit Publikationen über Serbien (TRINGHAM, KRSTIC, MCPHERRON, SREJOVIĆ), Bulgarien (BAILEY) und Schottland (RICHARDS) zu beginnen (S.13). Hier wird das Haus „nicht länger“ als „a machine for living“ oder als „die äußere Schale einer sozialen Einheit behandelt“, sondern als „a living entity, encapsulating social memory and a strong sense of communal continuity“. Ist das nur eine blumige Umschreibung von „Tradition und Fortschritt“, wie es frühere und weniger poetische Generationen genannt haben, oder steckt darin ein neuer Aspekt, den man zusätzlich beachten sollte?

Eines ist jedenfalls sicher, wir leben in einem Jahrzehnt der „archäologischen Empfindsamkeit“. Letztere war in der Literaturgeschichte vor 200 Jahren nach Meyers Lexikon (1973, 749) durch eine gefühlsbestimmte, „sentimentale“ Weltsicht, durch Verinnerlichung, Ergreifenheit und tränenselige Rührstücke gekennzeichnet. Heute betont (emphasizes) nach Whittle die „Archäologie des Neolithikums“ „values, beliefs, and senses of identity, place and time“. Dieser Ansatz habe besonders in „Nordwesteuropa“ und im Blick auf die Monumente zu der Einsicht geführt, „that the start of the Neolithic was more to do with creating new attitudes to nature, place and time than with the technicalities of subsistence or technology“ (S.15 f.). H. MÜLLER-KARPE nannte das schon 1968 im 2. Band (Jungsteinzeit) des „Handbuchs der Vorgeschichte“ (S.243; 258 f. 333) schnöde eine „Bewußtseinsevolution“, einen „psychischen Konstitutionswandel“. Aber damals stand die „nordwesteuropäische“ Forschung gerade ganz

im Banne der „New Archaeology“ und der „Analytical Archaeology“, deren Vorkämpfer sich wohl gewundert hätten, ihre Hauptthemen als „technicalities“ abgewertet zu sehen.

Alasdair Whittle möchte seit einiger Zeit die Auffassung erschüttern, daß neolithische Bauern seßhaft waren und daß sie „automatisch“ und „unausweichlich“ dauerhafte Häuser bauten und dort ständig lebten. Der mit solchen naiven Vorstellungen ausgestaffierte, kontinentale Forscher wird dann belehrt, daß die Häuser in vielen Gebieten Südosteuropas „can be seen as statements or claims, part of the process of creating a new sense of identity, place and time“ (S. 16, wie schon s. o.). Der frühneolithische „lifestyle“ sei noch stark mobil gewesen, weshalb Whittle dessen Träger lieber „cultivators“ und „herders“ als „farmers“ nennen möchte (S. 16). Seine im folgenden dafür angeführten Belege aus Griechenland sind freilich gänzlich unzureichend und tautologisch-psychologisierend: Tels entstanden erstaunlicherweise durch „sharing of closely ordered space and hospitality“ (S. 18). Auch Zirkelschlüsse fehlen nicht, wenn es etwa auf S. 18 heißt, der thessalische Fundplatz Achilleion könne eingefügt werden „into a general model, if it were seen, at least in its earlier stages [hiervon gibt es zwei Schnitte mit zusammen 10m²!] as a seasonal occupation connected with grazing“ – was eben erst zu beweisen wäre. Diese leichtsinnige Argumentation setzt sich über Ungarn bis Frankfurt a. M.–Niedereschbach (Fig. 2.4) fort, wo ein massiver Holzbau der ältesten Bandkeramik und seine Verwandten Anlaß geben zu allerlei besonders windigen Spekulationen über „radiating mobility“, „repetition, routine and conformity“ (S. 25). Was Häuser eigentlich seien, liest sich auf S. 26 in schlichtem Deutsch etwa so: „Sie zu bauen und in formalisierter Wiederholung zu benutzen war eines der Mittel, mit denen sich die Menschen für sich selbst neue Bindungen an einen Ort schufen und hierdurch eine neue Sinnggebung ihrer Eigenart und ihres Zeitgefühls“. Welcher mittelständische Hausbesitzer kennt nicht diese Gefühle?

Wesentlich konkreter und überzeugender sind die Überlegungen von Julian Thomas, der auf die Häuser der britischen Inseln und Irlands einen „skeptischen Blick“ wirft (S. 1–12). Er kritisiert, sicherlich wohl mit Recht, daß die heutige Forschung den (Einfamilien-)„Haus-halt“ meist als biologisch-naturgegebene, interkulturelle Größe und nicht als Kulturprodukt betrachte, ebenso nicht die (moderne) Trennung von Arbeiten, Wohnen und Schlafen. Als Ergebnis sei der „bäuerliche Einzelhof“ (farmstead) ein allzu schnell benutztes Deutungsmodell in der neolithischen Forschung, das eigentlich jeweils sehr viel genauer bewiesen werden müßte (S. 3). Die „neolithic ways of life“ seien, so vermutet Thomas, sehr viel mobiler gewesen, ein, wie soeben bei Whittle gezeigt, gerade modischer Gedanke. Daß die verschiedenen Mitglieder eines Bauernhofes (Frauen, Hirten, Handwerker) täglich oder saisonal viel und unterschiedlich weit unterwegs waren (S. 4), ist freilich trivial und nicht neu, eher schon die Vorstellung, daß „junge Männer“, „alte Leute“ oder „unverheiratete Frauen“ zeitweise Wohngemeinschaften gebildet haben könnten (S. 5). Im folgenden wird dann für viele „Häuser“ bezweifelt, ob sie überhaupt „häuslicher“ Natur und nicht vielmehr Kultbauten gewesen seien. Dieses geschieht im wesentlichen mit den von Darvill bereits skizzierten Argumenten: u. a. Lage unter Grabhügeln und in Erdwerken, besondere Funde, Bauten von 15 m Länge, die zu den oft zitierten und offenbar bedeutungsschweren „halls“ avancieren. T. Darvill sieht das alles nüchterner, aber es ist zweifellos ein Problem, wie man im Profanen das Nichtprofane erkennen kann.

Douglass W. Bailey (The life, times and works of House 59, Tell Ovcarovo, Bulgaria, S. 143–156) hat sich in den letzten Jahren intensiv mit der bulgarischen Kupferzeit beschäftigt. Die gut erhaltenen Grundrisse und Inventare dieses Zeitraums in den Tels ganz Südosteuropas geben der Forschung die seltene Möglichkeit, in die „Mikroebene“ zu schauen, sich wortwörtlich auf den Fußboden der Häuser zu stellen. Dort kann man Alltagsgeschichte „zum Anfassen“ schreiben. Dieses hat besonders Ruth Tringham mit ihren serbischen Grabungen in Selevac und Opovo getan, zunächst als nüchterne Ausgräberin, in letzterer Zeit aber zunehmend als Anhängerin der „neuen Empfindsamkeit“, die ihre Grabungsberichte mittlerweile mit romanhaften Einlagen im Stile von „Rulaman“ würzt (zuletzt R. TRINGHAM,

Engendered Places in Prehistory. In: *Gender, Place and Culture* 1, No. 2, 1994, 169–203).

Dieses zu wissen ist wichtig, weil sich Bailey selbst in eine Reihe „Tringham – Bailey – Hodder“ stellt (S.147), man also hier die aktuelle postprozessuale Archäologie in Reinkultur vorgeführt bekommt. Da ist es dann trotz aller Rhetorik enttäuschend, daß nichts weiter als die Entwicklung eines Durchschnittshauses über vier Bauphasen beschrieben wird, und zwar nur des Grundrisses; das Phänomen solcher Hauskontinuitäten kennt die kontinentale Forschung seit langem aus den Pfahlbauten, beispielsweise besonders lange schon aus Ehrenstein bei Ulm.

Das Fundinventar des Hauses 59 wird in dürren Worten beschrieben, die man glauben kann oder auch nicht (die Gefäße werden in der vierten Phase „größer“). Die Forschung dürstet nach soliden Publikationen von Hausinventaren Südosteuropas, und weder Bailey noch (bisher) Tringham leisten dieses. Statt dessen deutet Bailey das kupferzeitliche Standardhaus mit seinen zwei Räumen, mit dem Getreidespeicher, dem Backofen und den daneben eingebauten Mahlsteinen gewissermaßen als „Dorfmühle“ („work station“, „small scale redistribution center for cereal grain“), in das viele einzelne Menschen ihre kleinen Kornmengen brachten, damit sie dort verarbeitet („processed“) würden (u. a. durch das bei Archäologen so beliebte Rösten: „parching“), bevor die Menschen das Korn dann in ihren eigenen Häusern speicherten (S.150). Zweifellos ein idyllisches Dorfmilieu, aber völlig unberührt von allen Erkenntnissen und Befunden über neolithische (Spelz-) Getreideverarbeitung. Man fragt sich nur, wozu man in den kupferzeitlichen Siedlungen derart viele Mühlen brauchte.

Ist schon dieser Beitrag enttäuschend, so braucht man den nächsten von P. Topping gar nicht erst zu lesen (S.157–170). In Tab.11.1 sind in bunter Mischung kontinentale „Langhäuser“ von der Bandkeramik bis zur Einzelgrabkultur vereinigt, um zu beweisen, daß sie „im allgemeinen“ viel länger seien als die entsprechende insulare Kollektion. Für diese wird als fauler Kompromiß angeboten, sie als „rituelle Hausmonumente“ zu deuten (domestic ritual monument) (S.163). Dieses Thema behandeln andere Aufsätze des Bandes wahrlich seriöser. Lesenswert ist allenfalls die konsequente, rituelle Deutung des in diesem Zusammenhang so häufig zitierten Hauses von Balbridie in Schottland (Fig.11.3 und s. o.).

Diese Deutung spiegelt ethnographische Beispiele wie diejenige der letzten beiden Beiträge. Hier stellen Colin Richards einen Hofkomplex aus Bali und Christine Hugh-Jones „Langhäuser“ der Tucanoa-Indianer aus Amazonien vor und beschreiben die vielschichtige „kosmologische“ und sozial-mythologische Bedeutung und Verwobenheit der Gebäude, ihrer Teile, Zwischenräume und ihres näheren und fernerer Umfeldes auf. Das sind natürlich sehr schöne Analogien, wenn auch höchst einseitige, die die Ausgräber und Interpreten kennen müssen, um „tiefer gehende Fragen über das soziale und intellektuelle Leben der Leute, die Häuser bauen“, stellen zu können (S.193). Vielleicht ist es angesichts der Datenfülle utopisch, aber man wünschte sich einmal eine repräsentative Sammlung solcher Fallbeispiele, um den Blick für das Fremde und Neuartige neolithischer Ausgrabungsbefunde zu schärfen.

D-60325 Frankfurt a. M.
Arndtstraße 11

Jens Lüning
Johann Wolfgang Goethe-Universität
Seminar für Vor- und Frühgeschichte